

Nr. 117. Bromberg, den 26. Juni 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

(6. Fortsetzung.)

Es entstand ein kleines Schweigen der Verlegenheit. Karl Uffrecht beschäftigte sich mit seiner Zigarre, und sah nur verstohlen das Mädchen an, das ihm in seiner Erregung von einer ganz neuen reizvollen Seite erschien. Rüdiger räusperte sich, und sagte nicht ganz ohne Befangenheit, in gewollt leichtem Ton:

„Sie dürfen das nicht so tragisch nehmen, Fräulein Peters. Samoanerinnen sind keine Europäerinnen, sie haben ganz andere Begriffe von Ehe und Liebe, von Sittlichkeit überhaupt und sind meist ganz zufrieden mit ihrem Lose."

Martha widersprach nicht mehr, das Thema war ihr ungemütlich

überzeugt hatte Rüdiger sie nicht.

Um die etwas gestörte Stimmung wiederherzustellen, schlug Rüdiger einen Gang durch die Pflanzung vor, Uffrecht jedoch widersprach: Martha sollte den ersten Eindruck in seiner eigenen Pflanzung bekommen, und so wurde der Besuch ihres künftigen Heims auf den nächsten Tag festgesetzt. Martha nahm als selbstverständlich an, daß Frau Rüdiger mitfahren würde.

„Ist doch nicht nötig", lachte der Hausherr, der dem Freunde einen Gefallen erweisen wollte, „die Einrichtung von Anstandsdamen kennt man hier nicht, und ich glaube, Freund Karl ist viel lieber mit seiner Braut allein, wenn er sie in sein Reich einführt!" Zu seiner Verwunderung unterstützte aber Uffrecht den offenbaren Wunsch seiner Braut, und Frau Rüdiger erklärte sich zur Begleitung bereit.

Der Rest des Tages und der Abend verliefen ohne jeden Mißklang, wenn man vom Singen der Moskitos absah, die Martha, wie jeden Neuankömmling, besonders stark belästigten. Uffrecht tröstete sie:

„In sechs bis acht Wochen wirst du die Stiche nicht mehr spüren." Und wirklich sah sie, daß vereinzelte der Quälgeister, die sich bei ihm an Hals und Stirn festgesetzt hatten, nicht die leiseste Spur ihrer Stiche zurückließen, während sie selbst schon mehrere tüchtige Beulen aufzuweisen hatte.

Erst spät am Abend verabschiedete sich Uffrecht.

„Komm, Frau, beim Abschied eines Brautpaares sind Dritte überflüssig", scherzte Rüdiger, seine Frau unter den Arm fassend und in das Innere des Hauses ziehend. Sie standen sich allein gegenüber und wußten nichts mit einander anzufangen.

Sie sah so reizend aus in ihrer lieblichen Verwirrung, in ihrer ängstlichen Weiblichkeit. So unschuldig wie ein Kind. Fast hätte er seine Zurückhaltung wieder vergessen. Festungen soll man im Sturm nehmen. Aber nein — dies hier war keine Festung. Dies war eher ein Dornröschenschloß — ja, das war es — plötzlich wußte er es — eine Dornenhecke, hinter der das Weib in ihr schlief. Und aus solchem Schlaf darf man nur ganz sanft geweckt werden.

Er nahm ihre Hand zu einem ritterlichen Kuß — ein herzliches Gutenacht — und er schritt eilig die Verandatreppe hinunter, dem wartenden Wagen zu.

Martha aber lag noch lange mit wachen Augen auf ihrem Lager.

Sie konnte den Eindruck nicht loswerden, den das Gespräch am Teetisch ihr hinterlassen hatte, und die widerstreitendsten Empfindungen beunruhigten sie.

Wie, wenn nun der Mann, der der ihre werden sollte, auch ein braunes Mädchen geliebt hatte? Wahrscheinlich war das so gewesen, in den langen Jahren, die er hier frauenlos gelebt.

Ob er sie wohl sehr geliebt? Ob er überhaupt lieben konnte? Ob er vielleicht gar auch — eine samoanische Ehe geführt? Es fiel ihr ein, daß er merkwürdig schweigsam bei dem Gespräch gewesen, daß er sie nur immer seltsam angesehen hatte. Ihr wurde höchst unbehaglich zumute. Ob er — ob er vielleicht auch gar Kinder — — — entsetzt fuhr sie hoch und starrte sitzend in das vom Mondlicht erhellte Zimmer. Es schüttelte sie plötzlich. Nein, nein, dann hätte er nicht so unbefangen dabei sitzen können, als sie sich erregt hatte über das Schicksal der fremden Frau. Sie atmete auf und beruhigte sich allmählich.

Sie mußte sich Gewißheit verschaffen.

Sie würde ihn fragen. —

*

Sie fuhren durch grüne Wildnis. Zu beiden Seiten des Weges ragten die dichten Wände des samoanischen Urwalds.

Voraus in Uffrechts Wagen fuhr das Brautpaar, ihnen folgte im eignen Buggy Frau Rüdiger mit einem ihrer Töchterchen. Schon nach etwa zwanzig Minuten Fahrt war man am Ziel. Der Busch wurde rechter Hand vom Wege durch Kulturanlagen abgelöst, und bald fuhr man in den Privatweg der Uffrechtschen Pflanzung ein.

Eine breite Allee von mächtigen Fikusbäumen führte zum Wohnhaus, und Martha zeigte unverhohlen freudige Bewunderung, als sie von der zuletzt sehr heißen sonnigen Straße in diesen kühlen Schatten einbogen. Der Mann an ihrer Seite lächelte glücklich.

Am Ende der Allee öffnete sich ein freier Platz, mit blühenden Hibiskusbüschen bestanden. Im weiten Halbbogen reckten junge Kokospalmen ihre üppigen Kronen.

Einen Ruf des Entzückens aber stieß Martha aus, als ihr Blick auf das Haus fiel. Weiß leuchteten seine Wände aus einer Blumenpracht ohnegleichen. Mit rotvioletten Blüten dicht bedeckte Zweige schienen das ganze Gebäude zu umarmen, schlangen sich an den Pfosten, die das Dach der Veranda trugen, empor, nickten weit über das Dach hinaus.

„Das ist ja wie ein Märchen!" rief Martha entzückt.

Uffrecht hatte unwillkürlich ihre Hand ergriffen und führte sie die Stufen der Veranda empor.

„Willkommen, Martha! Willkommen in meinem — in deinem Heim."

Ernst und feierlich kamen die Worte von seinen Lippen. Er nahm ihr mit vorsichtiger Hand den leichten Hut vom Haar und küßte sie auf die Stirn. Die so zarte Liebkosung in diesem Augenblick hatte nichts Erschreckendes für sie — es war, als helfe sie ihr, das Gefühl der Fremde zu überwinden.

Frau Rüdiger mit der kleinen Else waren inzwischen nachgekommen, und sie gingen gemeinsam an die Besichtigung des innern Hauses. Es war wesentlich kleiner als das Rüdigers, darauf hatte Uffrecht seine Braut schon vorbereitet.

„Mein Haus ist ein Blender", meinte er jetzt lächelnd, „sein Inneres hält nicht, was das Äußere verspricht. Ich fürchte, du wirst über manches entsetzt sein, trotzdem heute, zu Ehren der neuen Herrin, alles festlich gerichtet ist. Es ist eben eine arge Junggesellenwirtschaft."

Es gab nur drei nebeneinander liegende, aber große,

hohe und luftige Zimmer, mit breiten Jalousiedoppeltüren, die nach der vordern und hintern Veranda führten. Die beiden seitlichen Räume waren mit großen Fenstern versehen. Das mittlere Zimmer glich dem schrecklichen „Parlour" Frau Rüdigers, aber nur in seiner äußeren Gestalt, sein Inhalt hatte, im Gegensatz zu jenem, eher zu wenig als zu viel des Guten, denn es machte einen ziemlich kahlen Eindruck.

In der Mitte stand ein schwerer, runder Eßtisch. Ein in braunen Tönen gehaltener papierartiger Baststoff — eine samoanische „Tapa" — war als Decke darüber gebreitet; um ihn herum trauerten einige alte Wiener Stühle. In den Ecken stand ungeordnet eine Anzahl neuer bequemer chinesischer Korbsessel, Liegestühle, und ebensolche kleinere und größere Tischchen. Den Boden deckte ein großer chinesischer Mattenteppich.

„Vom letzten Chinesentransportdampfer", erklärte Uffrecht die chinesischen Gegenstände, „schon in Erwartung der Herrin zugelegt. Du mußt dir den Kram dann nach deinem Geschmack zurechtstellen. Die weiteren Möbel beziehen wir von Sydney, ich habe einen Katalog da, darnach können wir aussuchen."

Die beiden andern Räume dienten ihm als Arbeits- und Schlafraum. Auch da war von Behagen nicht viel zu sehen. Ein großer, vom chinesischen Tischler roh gearbeiteter Schreibtisch mit Rohrsessel und ein alter wurmstichiger Schrank waren die Ausrüstung des Arbeitszimmers, das er „das Büro" nannte. In einer Ecke stand ein Bett mit Moskitonetz, „für eingeregnete Besuche", wie er erklärte.

Von der vorderen Seite des Hauses hatte man einen weiten Blick über das zum Strande abfallende Land, sogar ein Streifen des blauen Meeres war zu sehen. Auch hier führte die Veranda um das ganze Gebäude, der vordere und hintere Teil war ausladend breit und machte einen hallenartigen Eindruck, besonders die Vorderveranda erhielt durch die hereinnickenden Blütenzweige ein anheimelndes, fröhliches Aussehen.

„Wie schön, daß die Ranken gerade blühen", äußerte Martha.

„Sie blühen das ganze Jahr hindurch, manchmal etwas spärlicher, meist aber so wie jetzt. Alle paar Wochen muß ich sie tüchtig beschneiden, damit sie nicht zu üppig werden und Licht und Luft hindurchlassen", erklärte ihr Verlobter.

Die Küche lag abgesondert hinter dem Wohnhaus, sie war nicht groß und sehr primitiv eingerichtet. Unweit von ihr lag das Badehaus, ein kleiner Raum mit zementiertem Boden und einer Sprüheinrichtung.

Außer den großen Wasserbehältern, in denen das von dem Wellblechdach aufgefangene Regenwasser gesammelt wurde, hatte Uffrechts Haus den Vorzug, einen kleinen Fluß in der Nähe zu haben, so daß es also unter Wassermangel nie zu leiden hatte.

Als die Besichtigung beendet war, setzte sich die kleine Gesellschaft zum Mittagessen, das auf der Hinterveranda eingenommen wurde. Man hatte hier den Blick auf die Pferdekoppel und einen Teil der Pflanzung, hinter der mächtige, dicht bewaldete Bergrücken aufragten.

Die Mahlzeit gab so recht ein Bild des samoanischen Junggesellenhaushalts. Als Tischtuch war ein Bettlaken über den Tisch gebreitet.

„Oh, das hat der Junge wieder verwechselt. Die verschiedenen „ofus" kann er nun einmal nicht auseinanderhalten", entschuldigte der Hausherr.

Die Suppe bestand aus einer dünnen, gänzlich geschmacklosen Brühe. Die gebratenen Hähnchen waren zwar tadellos zubereitet, doch gab es dazu wässerige ungesalzene Kartoffeln und Büchsenerbsen, die der chinesische Hausjunge eben nur in der Büchse, „im Tin", wie man sagte, aufgewärmt und ohne jeden weitern Zusatz, auch ohne Salz, anrichtete. Kalifornische eingemachte Früchte beschlossen das Mahl. Goldglänzende Fingerschalen von wundervoller indischer Arbeit, in deren Wasser ganz vorschriftsmäßig Zitronenscheiben schwammen, bildeten einen reizvollen Gegensatz zu dem Tafeltuch.

„Den Jungen mußt du dir nun selbst anlernen", äußerte Uffrecht. „Ich glaube, er kocht nicht besonders gut", setzte er naiv hinzu.

*

Karl Uffrecht führte seine Braut durch die Pflanzung, sein Lebenswerk. Frau Rüdiger hatte es vorgezogen, im Hause zurückzubleiben.

Die ganze Anlage war in große, quadratische, durch breite Wege voneinander getrennte Blocks eingeteilt. Zu beiden Seiten der Wege standen dichte Reihen von Fikusbäumen, „als Windschutz für die Kakaobestände", erklärte der Besitzer.

Sie wanderten durch die ganze Pflanzung, auch in die Blocks führte Uffrecht seine Braut an einigen Stellen hinein, um ihr die einzelnen Jahrgänge der Kulturen anschaulich zu machen. Sie sah auf seinem Lande die ersten Kakaobäume. Sah sie als kleine Pflänzchen, auf frisch gerodetem, schattenlosem Land, durch leichte, von Palmblättern geflochtene Körbe vor der sengenden Sonne geschützt, eben mit einigen zarten Blättern aus dem Boden hervorragen — sechs Wochen alt.

Sie sah zierliche Bäumchen in Brusthöhe — zweijährig — schon mit den ersten winzigen, zartrosa Blüten bedeckt, die kurzstielig am Stamm und an den jungen Ästen hingen. Papayenbäume gaben hier luftigen Schatten.

Alle Altersstufen der Kultur konnte sie studieren, bis zum ausgewachsenen, volltragenden Bestand, wo Stämme und Äste dicht behangen waren mit den kostbaren, gurkenähnlichen Früchten, die in allen Farben leuchteten, vom hellen Grün und Rötlichgelb zum satten Rot, zum tiefen Violett.

An verschiedenen Stellen der Pflanzung waren einzelne Trupps der chinesischen Kulis an der Arbeit, die im Ernten, zumeist aber im Säubern des Bodens vom Unkraut bestand. Die meisten von ihnen trugen den Oberkörper nackt. Ihre großen, heimatlichen Hüte — eine flache Schüsselform — schützten sie vor den Sonnenstrahlen. So hockten sie und zupften eifrig das unerwünschte Grünzeug aus dem Boden, diesen in der satten Schwärze des Humus hinter sich lassend.

Trotzdem Martha eine aufmerksame Zuhörerin und Beobachterin war, konnte sie doch nur in schwachen Umrissen sich ein Bild von der Arbeit machen, die hier geleistet war.

Uffrechts Mittel waren nicht groß gewesen, aus dem Vollen hatte er nicht wirtschaften können. Nur eine beschränkte Anzahl Arbeiter zu halten, war ihm möglich gewesen, und nur langsam, von Jahr zu Jahr, hatte deshalb seine Pflanzung vergrößert werden können. Schwere, sorgenvolle Zeiten hatte er durchgemacht, bis zur ersten größern Ernte, die der Kakao ja erst im sechsten Jahre gibt. Dann war der Bau der Wirtschaftsgebäude gekommen, der Darre, des Gärhauses und Lagerschuppens, mit den großen Unkosten. Jetzt endlich stand er gesichert da, als freier Herr auf seinem Besitz.

Der weite Gang in der Nachmittagshitze hatte Martha angestrengt, besonders das zuweilen nötige Klettern über große Baumstämme von Hartholz, die überall in den Blocks herumlagen: Reste des einst hier ragenden Urwalds, die dem Feuer beim Roden des Platzes widerstanden hatten und nun langsam der Verwitterung zum Opfer fielen.

Auf Uffrechts Vorschlag setzten sie sich auf einem solchen Rest eines Urwaldriesen im Schatten nieder, damit Martha etwas ausruhe. Sie nahm den Panamahut von der erhitzten Stirn und atmete auf. Ihr Blick schweifte nach dem Wohnhaus hinunter, dessen Dach sie von ihrem Sitzplatz aus durch das Grün schimmern sah.

Ihre Gedanken der letzten Nacht fielen ihr ein und ihr Vorsatz. Sie wandte sich dem Manne zu.

„Karl" — es war das erstemal, daß sie ihn mit seinem Vornamen anredete, und sie stockte ein wenig. Dann aber fuhr sie tapfer fort: „Ich muß dich etwas fragen. Und du sollst mir ehrlich antworten. Es ist nicht taktlose Neugier — es ist nötig — es bleibt sonst immer als dunkler Punkt zwischen uns —" Sie hatte mit niedergeschlagenen Augen, mit offenbarer Selbstüberwindung gesprochen; jetzt sah sie ihn voll und furchtlos an: „Gestern wurde von den samoanischen Ehen weißer Männer gesprochen — hast du auch in einer solchen gelebt?"

Karl Uffrecht war im ersten Augenblick etwas fassungslos. Dann atmete er tief auf und ein weicher Zug verschönte sein ernst gewordenes Gesicht.

„Gott sei Dank, daß du fragst, Martha, daß du nicht ein heimliches Mißtrauen trennend zwischen uns treten lassen willst. Und Gott sei Dank, daß ich dich darüber beruhigen kann. Ein Heiliger bin ich zwar nicht gewesen — auch ich habe hier draußen meine Liebesabenteuer in Gestalt brauner Mädchen gehabt. Aber das ist längst vergessen, und ich denke, das braucht kein Hindernis für dich zu sein. Du kannst beruhigt in mein Haus einziehen — du hast keine Vorgängerin darin gehabt — ich habe es rein gehalten für dich. Genügt dir das, Martha?"

Sie hatte längst wieder den Blick gesenkt. Vergebens beugte er sich herab, um ihr in die Augen sehen zu können. Aber sie nickte kaum merklich.

Es genügte ihm nicht. Es trieb ihn, tiefer einzudringen in ihre Gefühlswelt.

„Und wenn ich deine Frage nicht verneinen könnte — wenn es nun so gewesen wäre, wie du fürchtetest — was dann, Martha?"

Sie sah gequält aus.

„Dann — das weiß ich nicht. Das ist ja nun auch gleichgültig. Ich bin glücklich, daß es so ist, wie du sagst."

„Und — glaubst du mir?"

Da sah sie ihn wieder groß und voll an.

„Aber gewiß, Karl. Ich halte dich doch einer Lüge nicht für fähig."

In aufwallender Empfindung griff er nach ihrer Hand und küßte sie. Es wurde ihm schwer, sich damit zu begnügen in diesem Augenblick. Aber nichts an ihr verriet, daß sie ein Mehr erwartete, wünschte, ja auch nur zulassen würde. Und die Erfahrung warnte ihn vor einer Unvorsichtigkeit.

Einträchtig beendeten sie ihren Rundgang.

(Fortsetzung folgt.)

Der Whisky.

Von Ulrich Kamen.

(Nachdruck verboten.)

Es war bis jetzt alles gut gegangen. Jim, der schwarze Wächter, lag gefesselt auf der Erde und hütete sich, um Hilfe zu rufen. Der scharfe Hund war tot. Konnte dem Corned Beef nicht widerstehen.

Und nun machten sich Billy, Fred und Charlie an das Tresor, das in Halbkugelgestalt inmitten des riesigen Kassenraumes stand. Einer stand oben an der Straße und beobachtete den Verkehr. Sie hatten zu dem Raub an der Bank den hellen, lichten Sommerabend gewählt, und es war noch keine halbe Stunde her, daß die Bank geschlossen war.

Aber bald standen die drei Einbrecher, Berühmtheiten ihres Faches, ratlos vor dem Wunderwerk der Kasse. Trotz bester englischer Hartstahlwerkzeuge, trotz des Sauerstoffgebläses konnten sie nirgends einen Angriffspunkt entdecken. Billy, dem geschicktesten, standen die hellen Schweißtropfen auf der Stirn, Fred kaute nervös an seinem Gummi und Charlie putzte sich die Nägel. Er konnte, trotz seines unsauberen Metiers, unsaubere Menschen nicht ausstehen.

Draußen auf der Straße zog Musik vorbei, sie hörten einen Flieger durch die Luft surren. Der gefesselte Neger in der Ecke gluckste. Er mußte unwillkürlich lachen über die vergeblichen Bemühungen. Durch die Masken hindurch warfen die Einbrecher finstere Blicke auf den Neger.

„Kannst du uns helfen?" zischte Billy und hielt dem Neger seinen Revolver vor's Gesicht. Der zuckte die Achseln und bat um sein Leben. Unwirsch wandten sie sich ab von ihm und arbeiteten weiter. Vergeblich. Schließlich beobachtete Fred, daß der Neger ängstliche Blicke nach einem Schranke warf, der in einem der Kassenschalter zu hängen schien. Er folgte dem Blicke des Schwarzen, und mit einem Sprung stand er vor dem Schrank. Es war ein kleiner eiserner Kassenschrank ältesten Kalibers. Nach drei Minuten war er geöffnet. Er enthielt ein Dutzend verschiedener Schlüssel. Aber sie alle paßten nicht. Die sechs Schlösser des Tresors waren überhaupt nur nach Nummerneinstellung durch einen einfachen Dorn zu öffnen. Die Hauptsache war, daß man die Nummern wußte, und die wußte der Neger bestimmt auch nicht.

Aber als sie den alten Kassenschrank weiter untersuchten, fanden sie versteckt eine Flasche Whisky. Es war ganz gewöhnlicher Ray-Whisky, wie man früher die Flasche zu einem Dollar bekam. Die hatte sich jedenfalls der Kassierer versteckt, um ab und zu dem verbotenen Genuß zu huldigen. Immerhin war es ein Fund, und besonders der Neger in seinen Fesseln machte hungrige Augen nach dem Whisky, als die Banditen ihm die Flasche zeigten.

Aber sie waren doch schlau, die drei. Sie öffneten die Flasche, gaben aber dem Neger zuerst zu trinken. Der Whisky konnte doch vergiftet sein!

Aber er war nicht vergiftet, sondern schmeckte ganz wunderbar! Und mit neuem Mut begaben sich die Einbrecher an die Arbeit.

Plötzlich erstarrten sie zur Bildsäule. Es hatte begonnen dunkel zu werden. Vom Hintergrunde des Kassenraumes her sahen sie im Halbdunkel die Knöpfe von Polizeibeamten blitzen. Rings um sie her waren sie geschlichen gekommen, unhörbar, und: „Hände hoch!" brüllte eine Stimme, die sie als die ihres größten Feindes, des Kapitäns Miller von der Mulberrystreet erkannten. Flucht oder Gegenwehr waren nutzlos. Sie legten ihre Revolver beiseite und ließen sich von den herankommenden Polizisten fesseln.

„Und Whisky habt ihr auch getrunken?" lachte Miller. „Das gibt zu den zehn Jahren Sing-Sing noch drei Tage dazu!"

Und sie grübelten und grübelten, wie die Polizisten wohl was gemerkt haben könnten. Alle Signale waren beseitigt und durchschnitten worden. Sie hatten Übung darin. Auch der alte Kassenschrank war zuerst genau untersucht worden. Aber sie hätten den Köder, die Flasche Whisky nicht berühren sollen, diese löste den Kontakt aus, der die Polizei alarmierte.

Am meisten freute sich der schwarze Jim, der Wächter. Ganz abgesehen von der Belohnung für sein Wirken, hatte er einen guten Whisky gratis erwischt!

Der Fürst der Verschwender.

(Nachdruck verboten.)

Wie gewonnen, so zerronnen! Dies alte aber oft wahre Sprichwort kann man auf niemand besser anwenden als auf Johnny Steele, den alle Welt Coal Oil Johnny nannte und der zwischen 1860 und 1870 ein sagenhaftes Vermögen aus dem Nichts stampfte und ebenso rasch auf die unsinnigste Weise vergeudete, so daß er später vollkommen unter die Räder kam und schließlich im Armenhaus von Scranton in Pennsylvania verkam. Um das Jahr 1860 herum verlor John Steele seine Eltern und erbte von ihnen ein kleines Häuschen mit einigem Acker. Auf irgend eine Weise lernte der damals 19jährige den reichen Grundstücksspekulanten Sleth Slocum kennen, der, auch nicht viel älter als Steele, bereits durch von ihm entdeckte Petroleumquellen viel Geld gemacht hatte.

Das Schicksal wollte es, daß auf Steeles Grundstück Öl an die Oberfläche kam, Slocum kaufte ihm den Acker ab, und nun machte Johnny ein Geschäft nach dem andern auf dieselbe Weise, er zahlte den Bauern horrende Summen für ihre Äcker und holte dann Geld heraus, so viel er wollte. Mit 25 Jahren war er einer der reichsten Leute in Pennsylvania, und dort gab es bei Gott Millionäre in Massen. Er und Slocum, denen der rasch und mühelos erraffte Reichtum gewaltig zu Kopf gestiegen war, hatten bald das Geldverdienen satt bekommen und begannen es nun ebenso rasch und noch müheloser wieder auszugeben, was ihnen nicht schwer fiel, denn es fanden sich bald gute Freunde, die wacker dabei halfen.

Aber obwohl man schon viel von Verschwendung gehört hat, die andere Leute begingen, obwohl wir während der Inflation manch protzenhafte Vergeudung miterlebten, von der Art und Weise, wie Steele und Slocum die Dollarnoten buchstäblich auf die Straße warfen, kann man sich keine Vorstellung machen. Und Steele war der schlimmste von allen, man nannte ihn den Fürsten der Verschwender oder Coal Oil Johnny, weil er sein Geld mit Petroleum gemacht hatte. Daß er täglich einen neuen Anzug trug, niemals seine Wäsche, Schuhe, Hüte, Handschuhe länger als 24 Stunden benutzte, wäre nichts Besonderes gewesen, das fraß auch noch kein Loch in seine Zinsen, denn er hatte täglich fast 20 000 Dollar zu verzehren. Auch daß er Brillanten wie Nüsse am ganzen Leibe hängen hatte, daß sein Stock aus reinem Gold und das Geschirr seiner Pferde aus getriebenem Silber war, wäre nichts Neues. Indische Fürsten baden sich in goldenen Wannen.

Johnny mochte das bald einsehen und begann, statt wertvolle Dinge wahllos zu kaufen, mit Noten um sich zu werfen. Er rauchte Importen zu 5 Dollar das Stück und steckte jede Zigarre mit einer 100 Dollarnote an, die er als Fidibus benutzte, er trug die Taschen stets voller Goldstücke, die er aus dem Wagen oder vom Balkon unter das Volk warf, kein Bettler wandte sich an ihn vergebens. Und dann die vielen „guten Freunde", die ihn umwarben und begaunerten. Er bezahlte für alle und für alles, Hunderte lebten Jahre lang von ihm, er machte, was er wollte, und sie machten mit ihm, was sie wollten.

Als alles nichts mehr half, das heißt, als das Geld gar kein Ende nehmen wollte, begann Johnny Bankette zu geben. Zuerst lud er seine Freunde ein, dann die Boxer, die Kellner, die Droschkenkutscher, die Schauspieler. Und sie alle bewirtete er in einer Weise, daß ganz Amerika trotz des Bürgerkrieges, der damals wütete und alle Gemüter ergriff, von seinen Festen sprach. Wenn ihm ein Musikstück gefiel, bestellte er eine Kapelle in seine Wohnung, ließ es sich zehnmal vorspielen und gab jedesmal jedem der Musiker tausend Dollar. Einmal brauchte er dringend einen Mietwagen, der Inhaber des Lohnfuhrgeschäfts wollte aber zu so später Nachtstunde keinen Wagen mehr anspannen lassen. Was tat Johnny? Er kaufte für eine ungeheure Summe dem Mann sein ganzes Unternehmen ab und hatte seinen Wagen!

Das tollste Stück aber leistete er sich mit Mister Britten, dem Besitzer eines Operettentheaters. Bei dem erschien er kurz vor Beginn der Vorstellung und begehrte sämtliche Plätze des Theaters zu kaufen. Das schien natürlich unmöglich, da schon zwei Drittel des Hauses besetzt war und jeden Moment das Klingelzeichen ertönen mußte. Doch Johnny, stark angeheitert, bestand auf seiner Forderung, machte von Minute zu Minute ein immer höheres Angebot und legte schließlich einen Scheck über 200 000 Dollar auf den Tisch. Dieser Riesensumme konnte der Direktor nicht widerstehen, er ließ die Vorstellung absagen, zahlte allen Leuten ihr Eintrittsgeld zurück und man wickelte die Operette vor Johnny ganz allein ab, der irgendwo in einem Parkettsessel schlief und keine Ahnung hatte, was auf der Bühne vor sich ging. Am anderen Tage kam selbst dem Fürsten der Verschwender die Sache etwas toll vor und er verlangte von Britten 150 000 Dollar zurück; aber der dachte nicht daran. Zwar mußte ihm klar sein, daß es unanständig war, von einem Be-

trunkenen für eine Vorstellung 840 000 Mark zu nehmen, aber, so meinte er, mit Coal Oil Johnny könne man so etwas schon machen.

Doch selbst dessen Geld nahm einmal ein Ende und es ging ihm dann, wie es allen Leuten geht, die reich waren und schnell verarmen. Die Freunde verließen ihn schneller, als sie gekommen waren und noch rascher als seine Dollarnoten, er selbst hatte niemals arbeiten gelernt und konnte sich nicht darein finden, im Monat 500 Dollar zu verdienen, er, der oft an einem Tage 100 000 Dollar ausgegeben hatte. Und so lebte er vom Bettel, bis man ihn aufgriff und ins Armenhaus steckte, wo er vor kurzem im Alter von 86 Jahren gestorben ist. Das ist die Geschichte von John Steele, dem Fürsten der Verschwender, der zehn Jahre ein reicher Mann war, um 55 Jahre lang zu darben.

Allerlei Zahlen.

Der Weg der Tanz-Girls.

Die bei uns so berühmten Tiller-Girls heißen in Amerika Ziegfeld Follies, und dort hat man einmal nachgeforscht, was aus den Girls so im Laufe der Jahre wird, denn selbstredend kann das girlste Girl nicht ewig ein Girl bleiben. Von 800 Mädchen haben sich 500 einmal verheiratet, 400 sind zwei- und dreimal in den Stand der Ehe getreten. Als Ergebnis ihres Lebens ist zu buchen: 200 sind verschollen, sind verkommen, 30 gestorben, 70 haben sich nicht verheiratet und üben jetzt einen anderen Beruf aus, 100 sind Filmstatisten, 400 sind noch immer (obwohl ein- bis sechsmal geschieden und verheiratet) Tanz-Girls und nur 25 wurden Hausfrauen und Mütter.

*

Der größte Mann der Welt.

Es gibt überall große und kleine Menschen. Im Innern von Afrika leben Zwergvölker, bei denen niemand höher als 1,40 Meter wächst. Daneben finden wir Negerstämme, wo ein Maß von 2 Meter nichts Außergewöhnliches darstellt, die Europäer werden im Durchschnitt 1,70 Meter groß, doch gibt es in den Nordländern sehr viele Menschen, die 1,90 Meter erreichen, eine Größe, die ja auch bei uns vorkommt. Ab und zu werden Riesen gezeigt, die alle über 2 Meter groß sein müessn, um Aufsehen zu erregen. Der größte Mann Europas ist der Holländer Albert, der 2,29 Meter messen soll. Nun aber ist der tatsächlich größte Mann der Welt „entdeckt" worden, es ist Yi Liu Ching, ein Wächter des kaiserlichen Palastes von Peking. der heute in Schanghai lebt und den soeben eine amerikanische Filmgesellschaft engagierte. Ching mißt ohne Schuhe und Hut 2,60 Meter und dürfte wirklich auf alle Menschen der Erde „herabsehen" können.

*

Rundfunkteilnehmer.

Zurzeit besitzen die Staaten in U. S. A., 20 Millionen Rundfunkteilnehmer, also jeder fünfte Einwohner besitzt eine Antenne. England steht mit 2 Millionen an zweiter Stelle, dort kommt auf jeden 20. Einwohner ein Apparat. Den dritten Platz nimmt schon Deutschland ein, wo am 1. Mai 1 205 000 zahlende Hörer registriert wurden, so daß in Deutschland jeder 50. Einwohner eine Antenne sein Eigen nennt. Das Tempo der Zunahme der Teilnehmer ist zurzeit in Deutschland am stärksten, wo monatlich 30 000 hinzukommen. Alle anderen Länder stehen hinter Amerika, England und Deutschland weit zurück.

*

Wir werden meschugge.

Es gibt Leute, die die originellsten Dinge ausrechnen. Einer hat folgendes festgestellt: Im Jahre 1859 kam auf 535 Menschen je ein Verrückter, 1897 waren es nur mehr 312 Vernünftige, die einem Verrückten gegenüberstanden. Danach berechnete er, daß 1926 nur noch 150 Gesunde auf einen Verrückten entfallen und dann war es nicht mehr schwer festzustellen, daß, falls es so weitergeht, im Jahre 2139 alle Menschen verrückt geworden sind. Falls es so weitergeht. Warum nicht? Bei derartigen Berechnungen kann man tatsächlich meschugge werden. E. U.

*

Die Kautschuk-Weltproduktion.

In den letzten 15 Jahren hat die Gummiproduktion auf der ganzen Welt einen ganz enormen Aufschwung genommen. Während im Jahre 1910 auf der Erde nur 18 000 To. Gummi hergestellt wurden, waren es 1920 bereits 302 000 und 1925 schon 485 000 Tonnen. An diesem ungeheuren Aufschwung ist natürlich nur die Automobil- und Motorradindustrie schuld, denn durch deren Ausbau wurden die Absatzgebiete erheblich erweitert. Wie stark die Autoindustrie als Abnehmer für Gummi in Frage kommt, geht daraus hervor, daß allein die Vereinigten Staaten mit ihren 20 Millionen Automobilen 75 Prozent der gesamten Gummigewinnung schlucken.

*

Berliner Verkehrsunfälle.

Im Laufe der letzten 12 Monate haben sich in Berlin rund 11 000 Verkehrsunfälle zugetragen, kein Wunder, wenn man bedenkt, daß in der Reichshauptstadt allein 40 000 Autos und Motorräder und 90 000 Fahrräder umhergondeln. An Opfern forderten diese 11 000 Unfälle 143 Tote und 5000 Verletzte, woraus hervorgeht, daß bei weitem die meisten Unfälle ohne jegliche Verletzungen abliefen. Unter den Toten befinden sich 15 Kinder unter 14 Jahren.

*

Autos in U. S. A.

In den Vereinigten Staaten wurden hergestellt:

1921	. . . . . .	1,6 Millionen,
1922	. . . . . .	2,1 „
1923	. . . . . .	4,0 „
1924	. . . . . .	3,5 „
1925	. . . . . .	4,3 „

Automobile Zurzeit sind dort 20 229 025 Wagen zugelassen, deren Wert 3 Milliarden Dollar repräsentiert- was einem Durchschnitt von 150 Dollarprg Wagen entspricht. Von sämtlichen Automobilen der Welt (25 Millionen) befinden sich also genau 80 Prozent in den Vereinigten Staaten.



Bunte Chronik



* **In zwei Jahren 50mal geheiratet.** In Neuyork wurde ein Mann verhaftet, der in zwei Jahren mit nicht weniger als 50 Frauen eine Ehe eingegangen war. Er hatte ein besonders einnehmendes Äußeres. Seinen Namen wechselte er immer wieder; bald galt er als Pair von England, ein anderes Mal als Baron Sigmund Engel, dann als Robert, als Whitman, Krüger, Dr. Karl von Edwards, Lord Beaverbrook, Karl Fisher; an der Universität Wien soll er den Dr. med. erworben haben. Auch soll er in Frankreich und Belgien Betrügereien verübt haben. Er ist ein großer Psychologe, der schnell die schwachen Seiten der Frauen erkannte, auf deren Juwelen er es abgesehen hatte. — Eines Tages machte er die Bekanntschaft von Frau Martin in Neuyork, einer sehr reichen Witwe. Er unterhielt sich mit ihr auf der Straße, als gerade der damalige Staatssekretär Hughes vorbei ging. Krüger, wie er sich damals nannte, sprach ihn an mit den Worten: „Wie geht es, bester Freund?" Und noch bevor der Angesprochene seinen vermeintlichen Freund erkannt hatte, war dieser aufs neue im Gespräch mit der reichen Witwe, in deren Achtung er natürlich ganz gewaltig gestiegen war. Jetzt wird man ihn wohl für längere Zeit unschädlich machen.

Lustige Rundschau



* **Der Druckfehler.** Ein junger Arzt kündigte in der Zeitung die Eröffnung seiner Praxis an, sich gleichfalls als Spezialist für Kehlkopfkrankheiten empfehlend. Am nächsten Tage fand er sich mit fetter Schrift als Spezialist für Kahlkopfkrankheiten angezeigt. Auf seine Reklamation wurde die Verbesserung der Annonce zugesagt. In der nächsten Nummer konnte der Arzt sich zu seiner Empörung als Spezialist für Kohlkopfkrankheiten lesen.

*

* **Chinesenlist.** Es lebte ein Mann namens Niu Sei. Er war Richter im Kreise Tei Chin. Eine Familie vermißte einen kostbaren Schmuck und meldete es dem Richter Niu Sei. Zwei Mädchen, die im Hause der Familie dienten, gerieten in Verdacht, den Schmuck gestohlen zu haben. Jede erklärte: „Ich habe es nicht getan." Niu Sei entgegnete: „Hier hat jede von euch einen Stock aus der Pflanze Lu. Morgen früh wird der Stock der Diebin um zwei Zoll gewachsen sein. So offenbart sich die Gerechtigkeit." Am andern Morgen war einer der Stöcke um zwei Zoll kürzer als am Tage vorher.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.